wenig ursprünglich, wie gekünstelt und unserem genen Wesen fremd der Frohsinn ist, wenn er einmal ns Einzug hält, so fremd, daß wir keine eigene sdrucksform für ihn haben. Ueberhaupt Frohsinn: as Wort klingt unseren Ohren fremd und veraltet.

Ich habe schon eingangs erwähnt, daß unsere Possen- chter, den französischen Vorbildern nachahmend, zu m Hilfsmittel der Erotik greifen, um ihr Publikum m Lachen zu bringen. Der Trick ist erprobt und sicher. Wird der erotische Hintergrund durch einen vorwitzig oder eine komische Szene verdeckt, so glaubt as Publikum, die Kritik und vielleicht sogar der Ver- sser, daß wirklich ein lustiges Gelächter ausgelöst orden ist, während es zum größten Teil doch nur ein ßtenes war.

Das erotische Lachen ist übrigens etwas so ursprüng- ches, natürliches und ungewolltes, wie das heitere chen, und deshalb im Grunde genommen, wie alles atürliche, harmlos und durchaus nicht anstößig. Man enke nur an das Kichern der Backfisch in der ersten anzstunde, beim ersten Rendez-vous, beim Spazier- ang, wenn der Bruder Studio die holde Maid im ügelfeide grüßt. Dieses kindische Gekicher ist un- ewußt, ist rein und keusch, ist beinahe rührend für den, er, wissend und verstehend, es hört, rührend trotz der einbaren Albernheit, wie jedes Zeichen der aufkeimen- en noch unbewußten Liebe.

wischen Lachen und Lächeln aber ist ein eben solcher nterschied wie zwischen Witzigsein und Witzeln. Darum hören die verschiedenen Arten des Lächelns: das öhnische, ein ständiges Requisit des Theaterbösewichtes, as grausame, ein unerträglicher Zug auf jedem Nero- ild, das verführerische, welches die Damen der Welt nd der Halbwelt so sorgsam vor dem Spiegel ein- udieren, nicht in den Rahmen unserer Plauderei, die ue von der leider fast verschollenen Kunst des Lachens andeln wollte.

Die schöne Frau und das Kleid.

Die französische Zeitschrift „La Vie Heureuse“ at einigen der bedeutendsten und elegantesten chauspielerinnen Frankreichs die Frage nach dem höchsten Kostüm vorgelegt. Das Resultat war berraschend: fast alle diese Frauen, die durch ihren Beruf gewöhnt sind, in die Stimmungen und Ge- ühle so vieler Zeitalter zu schlüpfen, entschieden ch für das Antike. Da nun einmal für die Frau ine geschichtliche Epoche mit der Mode, die von ihr etragen wurde, zusammenfällt, so gaben sie dem riechischen Kostüm den Vorrang. Die berühmte ragödin der Comédie Française, Mlle. Sorel, ie die majestätischen Röcke im Stil Ludwigs XIV. n den Dramen Corneilles und Racines so trefflich u tragen wisse, fühlt sich doch nicht wohl in diesen ompösen Roben. „Griechenland allein“, so ant- ortete sie, „hat den wahren Kult der Schönheit ge- abt. Dort betete man jene göttliche Harmonie des örpers an, die unsere Toiletten verdecken. Hüllen wir uns also in die langen graziösen Draperien mit hrem weichen und zarten Faltenwurf, deren Ein- achheit die Anmut der Frau verklärt.“ Aehnlich äußerten sich Mlle. Provost, Mlle. Nonna Delaa und andere bekannte Sterne der Pariser Bühnen. Ihr Traum und ihre Sehnsucht liegt im alten Hellas: dort allein finden sie die Mode wieder, ie Harmonie der Linien, einfache Anmut und Frei- heit der Bewegungen gewährt. Eine Schauspielerin, Mlle. Madeleine Carlier, ging mit ihren Wünschen nicht bis ins Altertum zurück, sondern er- klärte für ihre Lieblingsepoche die Zeit der Direc- toire. Aber es ist bezeichnend, daß sie damit einem Kostüm die Palme verlieh, das eine einzige der ant- vortenden Damen ein: Mlle. Renouardt sehnt ich zurück nach der Welt der Scheherezade, nach den Wundern von Tausend und einer Nacht. Sie möchte eine Peri sein unter Harun al Raschid und persische Kleidung tragen. Aber was entzückt die Schauspielerin so an diesem Kostüm des Orients? „Ich finde die persische Kleidung so ideal“, erklärte ie, „weil sie ganz einfach ist, weil sie dem Körper eine natürlichen Linien läßt und den Gliedern ihre Freiheit gestattet.“

Was an diesen Neujahrshoffnungen der Pariser Modedamen interessant ist, das ist die immer stärker hervortretende Tendenz zur Einfachheit, zur weiten fließenden Form des Gewandes, in dem die Frau nicht ein Kunstwerk von Gnaden ihrer Schneiderin ist, sondern dem sie selbst durch den Rhythmus ihres Wesens Gestalt und Form verleiht. Mehr und mehr strebt man heraus aus dem engen Panzer der Convention, in den die Mode die Frau immer wieder einschließt. Man sehnt sich nach der leichten, frühlingshaften Grazie, in die die Antike die Schönen hüllte. Wenn freilich mit den Wünschen dieser Damen Ernst gemacht würde, wenn ihre Sehnsucht nach der Vergangenheit durch irgend ein Zauberwort sich erfüllte, dann würde es ihnen viel- leicht gehen wie dem Helden des Andersenschen Märchens von den Galoschen des Glücks, den das erlebte Ideal der Vergangenheit mit Schaudern und Entsetzen erfüllte.

Unsere Verlobungssitten

macht Dr. Hans Zele in der illustrierten Wochen- schrift „Die Deutsche Frau“ (Verlag der Deutschen Frau [Velhagen & Klasing] Leipzig) für die Ehe- schen unserer jungen Männer verantwortlich. Er meint, es sei bei unseren gesellschaftlichen Sitten und Unsitten einem Manne so gut wie unmöglich, ein junges Mädchen wirklich kennen zu lernen.

Aus bekannten Gründen kann einer Frau, der sich ein Mann in ehrlicher Absicht nähert, nichts daran liegen, wenn in klatschsüchtig-engherziger Weise sofort davon gesprochen wird. Weniger be- kannt, besonders in der Frauenwelt, sind die Gründe, aus denen heraus es oft auch für den Mann höchst peinlich sein muß, wenn Klatscherei geübt wird bei einer von ihm versuchten An- näherung, vor allem, wenn es sich nun einen nicht mehr jungen, sondern um einen bereits im öffent- lichen Leben stehenden Mann handelt.

Doch auch wenn man mehr an jüngere Paare denkt, findet man Unsitten über Unsitten in der heutigen Verlobungsart. Nur die Ehe hat Be- stand und wird glücklich, die sich auf Liebe und Ar- beit gründet. Sollte man sich da nicht mehr in Arbeits- als Vergnügungsstimmung kennen lernen? Ball, Konzert, Theater, Seebad, Reise, sind das die rechten Gelegenheiten und Orte, sich Frau oder Mann zu suchen? Zeigt sich in Vergnügungs- stimmung oder am Vergnügungsorte der Alltags- mensch? Unser gesellschaftliches Leben hat sich nach und nach so gestaltet, daß junge Mädchen und Herren sich im alltäglichen Familienverkehre gar nicht mehr treffen. Zu einer Gastrei, einem Souper oder Hausball lädt man den jungen Mann ein. Wie gern möchte er statt dessen im anheimeln- den stillen Familienkreise bei einer Tasse Tee sich einmal mit einer jungen Dame unterhalten, ein paar ernste Gespräche führen über seine Arbeit, sein Studium, seine Erfolge, seine Enttäuschungen, dabei hätte er sich erholt und Kraft gesammelt für neue Berufsarbeit, still beobachtet, wie eigentlich das All- tagsleben in der Familie beschaffen ist, der sie, die „vielleicht“ für ihn einmal ein Hausmütterchen werden könnte, angehört. Lenkte unsere heutige Sitte zu einem Familienverkehr junger Leute in diesen Sinne ein, es käme häufiger zu einer glück- lichen Verlobung, als das jetzt der Fall ist.

Die gefährliche Männertracht.

In allen Ländern findet man Vorkämpferinnen der Frauenrechte, die mit mehr oder minder großem Eifer und Temperament auch eine Reform der Frauentracht fordern und vor allem das Recht dean- spruchen, ihre Kleidung der Männertracht anzu- passen, kurz, die Männerkleidung zur Frauentracht zu erheben. Die Unglückseligen, so schreibt ein Londoner Blatt, ahnen nicht, daß sie damit dem sicheren Tode entgegensteuern. Denn im Dolly Mirror veröffentlicht ein englischer Arzt eine eingehende Betrachtung über die Männerkleidung und über die Tracht der Frauen. Und schweren Herzens muß der medizinische Fachmann zu dem Ergebnis kommen, daß die einzig vernünftige, ge- sunde und hygienisch empfehlenswerte Körper- bekleidung die Frauentracht ist. Die Männer- kleidung scheint nach den Ausführungen des Arztes bedenklich nahe an einen systematischen allmäh- lichen Selbstmord zu streifen. Denn ihrer ganzen Art und ihrem Zuschnitt nach ist sie nichts weiter als ein Schutzwinkel und eine Gelegenheit zu höchst bedenklichen Temperaturschwankungen. Die Weste beispielsweise, die eigentlich nur im Winter getragen und beim Eintritt der wärmeren Jahres- zeit abgelegt werden sollte, ist unhygienisch und schädlich, weil sie die Brust und die Drüsen mit einer zu großen Menge von Tuch belastet und damit schwächt und verweichlicht. Die Beinkleider, die im Grunde nur zwei parallele Hülsen sind, sind vom hygienischen Standpunkt aus überhaupt nicht zu verteidigen; sie rufen bei ruhigem Sitzen starke Temperaturerhöhungen hervor, die sich beim Auf- stehen dann plötzlich vermindern. Und derartige unvermittelte Temperaturschwankungen bergen tausenderlei Gefahren in sich. Noch eher wäre ein kurzes Beinkleid zu dulden. Der steife Kragen ver- hindert die Freiheit des Atmens, und zugleich die Ausdünstungen der Haut und damit wird gerade einer der empfindlichsten Teile des Körpers gegen Kälte übermäßig verweichlicht: der Hals. Zudem behindert der steife Kragen den freien Blutkreis- lauf und trägt dabei zur Kahlheit und zur früh- zeitigen Bildung von Glatzen bei. Und nicht besser wirkt der steife Hut, der jede Verbindung des Schädels mit der Luft verhindert und zugleich die Hautgase einengt. Und dazu kommt dann noch die hygienisch unsinnige Form des männlichen Grußes, die darin besteht, daß man plötzlich den durch den steifen Hut überhitzten Schädel der Kälte aussetzt. Der Hygieniker, so scheint es, würde es beinahe lieber sehen, wenn die Männer Frauenkleidung an- legen würden. . . .

Lustige Ecke.

* Schnell gefaßt. Prinzipal: „Junger Mann, das ist meines Wissens das drittemal, daß Sie eine Großmutter begraben haben.“ — Kontor- bursche: „Ja, entschuldigen Sie nur, aber mein Großvater war ein Mormone.“ („Piccolo“.)

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 2:

„Brustbild“.

Richtige Lösungen gingen ein 58. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 66. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Fritz Dietz, Margarethe Korb, Adolf Hahne, M. Klipp, Grete Schröder, Frau Wipp- linger, Martin Flößig, Frau Klara Volck, Bertha Peter, Adolf Leich, Kurt Linke, Berta Liebe, Frau Marie Stelzer, Hedwig Köhler, Fr. H. Quente, Gebr. Finck, Hedwig Herbst, Karl Schütze, Seyfert, Käthe Breitter, Frau Krüger, R. Stühler, K. Günther, Franz Lange, Paul Hallupp, Walter Falk, Werner Ladwig, Frau Mimi Wipplinger, Geschwister Schulze, K. Schauer, Louis Reuter, Gertrud Büge, Aldo Grafenhorst, Gustav Bierbrauer, Hans Meutel, Arthur Merz, Marg. Wolf, Fr. Lieschen Langner, F. Wischow, Emmy Martin, Frau Ida Dathe, Frau Hagemann;

von auswärts: W. Benndorf-Ammendorf, Willi Schwarz-Döllnitz, Emmi Schmidt-Döllnitz, H. Burg- hardt-Schochwitz, W. Klüfsendorf-Ammendorf, Frieda Stte-Grötz, Franz Strätz-Bitterfeld, Luise Schaaf-Wall- witz, Fr. Schwenkert-Dessau, Hermann Lehmann-Loebe- jün, Richard Strick-Beuchlitz, Hedwig Schmidt-Merse- burg, Friedrich Gerstmann-Merseburg, Oskar Diettrich- Wernigerode, Hertha und Elly Martin-Gerstedt.

Die Prämie:
Friedrich Gerstäckers Werke, eleg. geb.
entfiel auf **Grete Schröder, hier.**

Rätsel.

Mein Liebchen! Ob die böse Welt
Uns mit dem ganzen Wort benennt,
Ob sie in Acht und Bann uns hält,
Wir lieben doch — das Wort getrennt.

Prämie: Strassers Deutsches Preis-Kochbuch, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-An- zeiger“ mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung“ gelangt sein.

Skataufgabe.

[a b c d] die 4 Farben; A As; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die 3 Spieler.)

M. der Mittelhandspieler, macht Null auf folgende Karte:

a8; b7; c10, 9, 8, 7; d10, 9, 8, 7.

Deutsch.

Französisch.

Trefl-Acht, Picque-Sieben, Coeur-Zehn, Coeur-Neun, Coeur-Acht, Carr-Acht, Carr-Sieben, Carr-Neun.

Wie ist Kartenverteilung und Spiel, daß der Null mit dem 8. Stich gelangen wird. Die a7 sitzt bei V. blank. Im Skat lagen 2 Blätter von b.

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 1.

Kartenverteilung:

B. a, b, c, d8, a4, 10; bD, 7; cD, 7.
M. bA, 10, K; cA, 10, K; dK, 9, 8, 7.
H. aK, D, 9, 8, 7; b9, 8; c9, 8; dA.
Skat: d10, D.

M. machte a-Handspiel. Dies geht ohne Elf und kostet 144 (12×12), jedes andere Spiel würde nicht teuer genug sein, um V. umzubringen. Wie auch gespielt werden mag, M. macht in b und c je 2 Stiche mit zusammen 48, hat also mit den 13 Augen des Skats 61.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck. Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 3 — **Halle a. S., Sonntag, den 19. Januar** — **1913**

Die 12 Briefe der Marquise von Séricourt.

Mit Benutzung einer französischen Anekdote erzählt von **Anselma Heine.**

Es war die Mitternacht des 12. Dezember 1600. eisiger Regen fiel in die Seine, die Nacht war dunkel, nur von der Feuerfackel einer Barke erhellt, die, wie ihre unsichtbarer Hand geleiten, über dem grauen schaudernden Fluße schwankte. Am Fuße des Schlosses Séricourt, dessen Seitentürmchen vom Wasser bespült wurde, stand ein junger Mensch in welscher Dienertracht im Schatten eines mächtigen Holzpfostes und wartete. Der Nachen, mit dem er von Saint Germain herübergekommen war, rieb leise im Sande. Jetzt hörte man Ruderschläge, ein zweites Boot von drüben kreuzte den Fluß; ein Boot mit Fackelträger, Schiffer und verhüllten Fahrgast. Von der eigenen Leuchte geblendet, schienen die In- sassen jetzt erst des verlassenen Kahnes zu gewahren. Das Wasser trug flüsternde Stimmen heran, dann ein paar neue entschlossene Schläge, das Boot sprang auf.

Ein hochgewachsener Kavalier in schwarzem Mantel wurde ehrerbietig an das Land geleitet, blieb stehen und sah sich um. Aber die Finsternis war zu groß, er bemerkte den Verborgenen nicht.

Der neue Ankömmling zog seinen Mantel dichter um sich. Er hatte jetzt das Gesicht nach dem Efeu- behang des Türmchens gewendet, hinter der er das Pförtchen verborgen wußte, das zum Schlafzimmer der Marquise führte. Auf dieses untrügliche Merk- mal hin trat der Welsche hervor und reichte dem Marquis de Laspaire schweigend ein Briefchen hin, auf dem der Marquis, an das Licht der Fackel her- tretend, im Scheine seiner Bootsfackel das Siegel des Duca di Sanstrascati erkannte, der gestern zum Dienste der Maria von Medici aus Florenz hierher gekommen war und den er heute morgen an der Seite von Madame Séricourt hatte reiten sehen. Blitzschnell durchlog es seine Erinnerung, wie die launenhafte Schöne seinen Gruß nur lässig erwidert und sich dann mit dem schmachtenden Lächeln, das er auch so gut kannte, zum Herzog zurückgewandt hatte. Heute sollte sich hielt er das für Eitles Spiel, denn Sericourt war eifersüchtig, jetzt aber kochte ihm das Blut in der Stirn und ballte sich zu fratzenhaften Bildern.

Er riß das Siegel ab und las:

Herr Marquis!

Ich liebe Sie nicht mehr und ich befinde mich in einem Augenblick des Zweifels, ob Sie wirklich je geliebt habe? In diesen Gedanken ist es mir un- erträglich, Briefe in Ihren Händen zu wissen, die ich die Unvorsichtigkeit hatte, Ihnen zu schreiben. Ich bitte Sie daher, Monsieur, den Boten zu be- stimmen, wann er sie bei Ihnen abholen kann.

Adieu, mein Freund, verzeihen Sie mir und ver- gessen Sie mich. Hortense.

Ich bin augenblicklich mit dem Marquis bei dem Duca di Sanstrascati zu Gast und bin daher ge- nötigt, mich seines Siegels zu bedienen, statt des meinen.“

Einige Minuten war es so still, daß man das Atmen des Wassers hörte, wenn es am Mont du Peca heraufgriff, und den Seufzer, mit dem es zurückfiel. Dann ein seltsames Knirschen. Auf der Lippe des Marquis stand Blut, als er wortlos zum Nachen zurückschritt, gefolgt von dem italienischen Diener.

„Ich soll Botschaft zurückbringen“, stammelte der.

Der Marquis sah in die Finsternis hinaus. „Sagen Sie Ihrer Dame“, entgegnete er dann, „daß ich es vorziehe, meine Angelegenheiten nicht durch fremde Dienerschaft zu beenden“.

Hestig sprang er ins Boot, das alsobald absuhr. Auch der erschreckte Bote bestieg sein Fahrzeug wie- der, das ihn Seite an Seite mit dem andern nach Schloß Saint Germain zurückführte, wo der Hof sich für diesen Monat aufhielt.

Die Köpfe von einander abgewendet, fuhren sie. Baumgruppen schoben sich in den grauen Himmel hinein, die Kirche von Saint Germain tauchte auf, ein Teil der Stadt, das königliche Parterre, dann kam die Masse des Waldes, aus dem sich im jetzt wiederbeginnenden Sternenschein weiß und ge- heimnisvoll das herrliche Schloß abhob, das Hein- rich II. für Diana von Poitiers gebaut hatte. Plötz- lich schrak der Italiener zusammen. Aus dem be- nachbarten Kahn war ein helles, lustiges Lachen ge- klungen. — — — —

Am nächsten Mittag, Madame de Séricourt war noch im Bett, brachte man ihr folgenden Brief:

„Madame, verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen die letzten Aufträge nicht erfüllen kann, ich werde beiden letzten Aufträge nicht erfüllen kann, ich werde Ihnen nie verzeihen und ich werde Sie nie ver- gessen. Um so besser denke ich Ihren dritten aus- zuführen. Zwölfmal habe ich, um Ihnen zu ge- fallen, um Mitternacht die Seine durchquert, ebenso oft habe ich dort am Ufer Ihres Schlosses eine süße Botschaft gefunden, der die Erfüllung wenige Minuten später nachfolgte. Das Resultat: zwölf Briefe, die Sie mir abfordern. Gott wolle verhüten, daß ich je einer Dame ihr Eigentum zurückhielte! Die Briefe werden in Ihre schönen Hände zurück- kehren, ganz in derselben Weise, wie ich sie empfing, einer nach dem andern, im Zwischenraum von je 24 Stunden, um Mitternacht, am Fuße Ihres Türm- chens, das von der Seine umspült wird, und, achten Sie wohl darauf, Madame, in keine anderen Hände, als Ihre eigenen. Sie hatten, Frau Marquise, die Phantasie, mir mein Herz durch einen fremden Untergebenen zurückzusenden. Ich schicke Ihnen den mir anvertrauten Schatz durch einen Freund von großen Verdienst, Seigneur Dagobert. Ein Mann, der mit dem Feuer Besser umzugehen versteht als

Ihr demütiger Diener.

Der Marquis de Laspaire“.

Die Marquise las diesen Brief viermal. Zuerst war sie nur erstaunt. Sie hatte sich früh stürmische Szenen gefaßt gemacht, auf Tränen und Bitten, viel- leicht auf Versöhnung, nicht aber auf kalte Bereit- willigkeit. Nach dem zweimal Lesen wurde sie zor- nig, beim drittenmal nachdenklich, beim vierten mal furchtsam. Wer mochte dieser fürchterliche Seigneur Dagobert sein, den der Marquis ihr schickte, um sie zu demütigen! Dieser Mann, der „mit dem Feuer umzugehen verstand“. Wie konnte sie seinem Ueber- mut, seinem Hohn begegnen? Den ganzen Tag blieb sie düster und traurig. Sie hatte nicht einmal Lust, an den Hof zu gehen und die Galanterien des Her- zogs zu empfangen. Hatte sie doch von ihrer in- timsten Freundin erfahren, daß er die ganz gleichen auch an diese richtete. Sie schlug ihrem Gatten den gewohnten Spaziergang, um den Wall herum, ab. Als er dann, den Bedürfnissen seines Alters nach- gebend, sie zu früher Stunde verließ, um sich schlafen zu legen, blieb sie regungslos da sitzen, wo er sie ver- lassen hatte und starrte auf die kunstvoll eingelegten Bilder des Ziertischchens. Stunde für Stunde. Um 11 Uhr dachte sie daran, die vertraute Kammerfrau hinabzuschicken, um 12 Uhr aber legte sie sorgfältig vor dem Spiegel einen Schleier über ihr helles, glänzendes Haar, das, straff aus der Stirne ge- kämmt, auf der Höhe des Kopfes mit steilem Häub- chen geschmückt war und sich von dem goldbestickten, hochgestellten Spitzenkragen wie von einem Schilde abhob. Den Mantel, den sie anlegte, wählte sie fest- bar und starr. So stieg sie in das Türmchen hinunter, als es gerade 12 schlug. Im Dunkeln blieb sie stehen und wartete eine Weile. Er sollte ihr zuvorkommen.

Als sie endlich das verborgene Pförtchen öffnete, befand sie sich dicht vor dem Fremden, der sich über- trieben tief vor ihr verneigte.

Er will mich hören! dachte sie.

„Madame“, flüsterte eine sanfte Stimme.

Erstaunt hob sie die Augen.

Ein schmaler, neuer Mond trat eben aus den Wolken und zeigte einen eleganten, noch außer- ordentlich jungen Kavalier in kostbarster Kleidung. Ein großer Federhut beschattete die Augen, ohne ihr heftiges Feuer zu verbergen. Seine Haltung drückte einen fast knechtlichen Respekt aus, der sie verletzte.

„Madame“, wiederholte er noch leiser und es schien ihr, als zittere seine Stimme. „Hier ist das, was ich geschworen habe, Ihnen zu überbringen.“ Seine unsichere Hand suchte die bebende der Marquise: ihre Finger berührten sich, aber wie ver- sengt zog der Fremde seine Hand zurück, sobald der Brief in die der Marquise geglitten war.

„Wirklich nur einer?“ rief die schöne Hortense in doppelter Enttäuschung. Statt jeder Antwort schwang sich der Jüngling in seine Barke und der- schwand.

„Er weiß alles und verachtet oder, was unerträg- licher ist, er bemitleidet mich“, sagte sie sich, „warum wäre er sonst gefloben?“ Das Bild des prächtigen, höhnisch-bescheidenen Kavaliers, in dessen Augen frische Jugend brannte, verließ sie die ganze Nacht nicht mehr.

Am nächsten Abend war sie die erste zum Rendez-vous. Sie verbarg sich hinter dem nämlichen Holzstoß, der schon dem Diener als Versteck gedient hatte. Die Nacht war klar und kalt. Aber sie spürte keinen Frost. Endlich sah sie Seigneur Dagobert heranskommen, aus dem Boote steigen und sorgfältig die Barke am Uferpfeiler befestigen. Die geschickte und zweifelsfreie Handhabung dieses ge- ringen Geschäfts rührte sie, sowie der Umstand, daß er in ritterlicher Distretion allein und ohne Diener- schaft den mühevollen Weg unternahm. Als er jetzt mit einer fast schüchternen Miene zum Schlosse emporschaute, hielt sie sich nicht länger, sie trat her- vor. Der Kavalier, da er die Marquise plötzlich so dicht vor sich sah, schien von einer unerklärlichen Be- stürzung befallen. Der Brief entfiel seiner Hand und verschwand im Wasser. Er zögerte keinen Augenblick, sich dem Verlorenen nachzustürzen. Die Marquise stieß einen kleinen Schrei aus. Sie ver- barg sich hinter dem nämlichen Holzstoß, aber schon war Dagobert wieder aufgetaucht. Wie ein großer, prächtiger Vogel zwischen den ausgebreiteten Federn seines blauen Seidenmantels schwimmend, erreichte er das Ufer und hielt der Marquise das noch nicht völlig verlöschte Schreiben hin. Sie griff nach seiner Hand, die kalt und feucht in der ihren lag. Dann mit einer raschen Bewegung wickelte sie sich aus ihrem Schleier und schlang den, noch von ihrer Wärme gefüllten, um den Nacken des Jünglings. Dagobert seufzte und schloß die Augen. Dann, als müsse er sich von Schlangenumwindung befreien, riß er das warme, bebende Gewebe ab, preßte es an seine Lippen und legte es dann ehrfürchtig in den Schnee zu den Füßen der Marquise nieder. Im einem Augenblick war er im Kahn und davon ge- rudert, die Marquise in einer süßen und sonder- baren Verklassend, wie sie sie nie gekannt.

Die nächste Mitternacht war noch kälter. Rauhe Windstöße heulten und stöhnten über das Ufer. Die Marquise wartete im Türmchen. Als Dagobert kam, zog sie ihn herein. „Wie heißen Sie und wel- ches ist Ihr Wappen?“ fragte sie, nachdem sie den Brief, den er ihr reichte, empfangen und achtlos in den Busen gesteckt hatte.

Dagobert senkte den Kopf. „Fragen Sie mich nicht, Madame. Das Geheimnis gehört zu dem un- glückseligen Gelöbnis, das ich dem Marquis Laspaire ablegen mußte“.

„Sagen Sie mir wenigstens, ob Sie mich immer noch so sehr verachten“.

„Oh, Madame, hätte ich geahnt, daß ich es so wenig vermöchte, nie hätte ich diese grausame Mission übernommen“.

Es lag so viel wahre Verzweiflung in diesem Ausruf, daß die Seele der launenhaften Frau zu beben begann in neuer, genußreicher Verzückung. Sie brach in Tränen aus.

Dies geschah beim dritten Briefe.

Und es waren zwölf!

Während dieser Tage aber inmitten eines Glückes, wie es noch nie empfunden hatte, be- merkte Hortense oft eine tiefe Traurigkeit im Be- nehmen Dagoberts. Auch jetzt noch hatte er ver- weigert, sie seinen Namen wissen zu lassen, aber das Geheimnis, das ihn umgab, verwehrte seine Schön- heit mit dem schaudervollen Reiz des Rätselhaften. Dieser junge Liebhaber war gefährlich wie eine Nonne, zärtlich wie Adonis und von wahrhaft ritterlicher Bescheidenheit.

In der Nacht nach Uebergabe des elften Briefes sagte Dagobert zu seiner Maitresse: „Sie haben das Weihnachtsfest bei dem Marquis de Laspaire ab- gelegt, Hortense?“

„Mein Freund, ich tat es, um nicht zu Ihrem Rivalen gehen zu müssen“.

„Trotzdem bitte ich Sie hinzugehen. Der ganze Hof ist eingeladen, man wird Ihre Abwesenheit bedauern. Ueberdies“ . . . seine Stirn faltete sich wie unter heftigen Schmerzen, „ich habe dem Marquis ver- sprochen, Sie würden dort sein. Und nur unter dieser Bedingung wird Ihnen Ihr zwölfter Brief zurückgegeben werden“.

„So sind Sie auch geladen, ich werde Sie sehen?“

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130119025/fragment/page=0001

„Ich werde gleichfalls im Palais Laspaire sein", sagte er leise.

Sie lachte über seinen Ernst. „Da Sie es wünschen und wir uns begegnen werden, komme ich. Und dann nach dem Weihnachtstage", fuhr sie fröhlich fort, „sind Sie Ihres Gelöbnisses ledig".

„Werden Sie mich dann noch lieben?" fragte er düster.

Sie zweifeln daran? Unersättlicher!"

Aber unter ihren Liebsosungen schaute er schweigend, mit entschlossenem Gesicht, zur Seine hinunter, die unter dem Fenster des Schlafzimmers langsam zwischen ihrem Eisgerinsel sich bewegte. — — —

Der „réveillon" im Palais Laspaire verlief glänzend. Ein Wald von Kerzen brannte. Königin, Königin und Dauphin waren anwesend, die schönen, jungen Frauen aus der Begleitung der Medici zeigten ihre perlengeschmückten, schimmernden Nacken, geschützt durch den Heiligenschein kostbarer Spitzen, der ihre hochragenden Kragen füllte und umsäumte. Die vollen, hohen Krausen der Kavaliere ringen, wie auf einer Schüssel, die Köpfe mit den kühnen, oft fast rohen, durch das höfische Lächeln gesänftigten Zügen. Auch abgelebte, welke Männergesichter präsentierten sich zwischen den Federn und Edelsteinen der Frauen. Die aber waren alle schön. Weiß und rot, mit dunklen Augenbogen. Wohlgefällig blickte der heitere König, von der prächtig geputzten üppigen Maria fast verdeckt, über die Tafel, auf der Sèvres-Figuren und venezianische Gläser funkelten; dazwischen prächtig dressierte Wildschweinköpfe und Fasanen. Vor dem kleinen Dauphin stand, wie es seinen sieben Jahren gebührte, ein Enfant-Jesus von Alabaster, mit Bonbons und Dragant behängt. Die Bewirtungen des Marquis waren berühmt. Sein junger Koch der Neid seiner Freunde. Ein besonders wichtiges Gericht pflegte er selbst aufzutragen. Schon war die Lächenlende serviert worden, die durch Speckfäden kunstvoll so verziert war, als ob sie von Maden wimmelte: unter die Früchte hatte man solche von gefärbtem Bienenwachs gemischt und damit die Schmausenden erheitert. Ein Wachtel-Arrangement namentlich fand Beifall, das König, Königin und Dauphin in charakteristischer Haltung mit kleinen aufgesetzten Porzellanköpfen darstellte, sowie den gleichfalls anwesenden Dichter Malherbe in seiner etwas steifen Pose, wie er ihnen vorbeklamierte.

Die Weine hatten die Wangen schon stark gerötet und die Laune der Männer lärmender gemacht. Finanzminister Maximilian de Sully erzählte eine Geschichte, bei der die Damen sich zurücklehnten und die Fächer vors Gesicht hielten. Mit ihren langen, spitzen Taillen aus dem Kelche ihrer farbigen Kleider herauswachsend, erschienen sie wie zarte Doppelblumen. Die Galigai, Marias Günstlingin und ehemalige Kammerfrau, sowie Concini, ihr nachmaliger Gatte, lachten laut und ungeniert.

Nur eine blieb regungslos.

Hortense de Séricourt hatte den ganzen Abend nach Dagobert ausgespäht und saß nun enttäuscht mit melancholischem Lächeln an der Seite des Gastgebers, der vortrefflicher Laune schien.

Mitternacht war soeben geschlagen, als eine neue festliche Veranstaltung begann: Eine Reihe zierlicher Pagen in lila Wams und grünen Seidenstrümpfen traten an die Damen heran, knieten vor ihnen nieder und überreichten ihnen die üblichen Weihnachtsgeschenke, die Etrennes. Die Königin erhielt eine silberne Nachtigall, mit Edelsteinen besetzt, die singen konnte, die Marschallin eine Kopie des Guido Renischen Amor; vor Hortense de Séricourt aber kniete ein schlanker, junger Koch in seiner weißen Dienstracht und hielt ihr auf goldener Schüssel eine kunstvoll in Herajorm gebackene Pastete hin, deren Deckel er mit einem kleinen, goldenen Schaufelchen hob. Die Hand, die das Schaufelchen führte, zitterte sonderbar. Mit zerstreutem Lächeln betrachtete Hortense das Backwerk, in dem zwischen köstlichen Leckerbissen ein zweites Herz aus Kristall sichtbar wurde, das ein Billett umschloß. Die Marquise erkannte ihren Abschiedsbrief.

Die goldene Schüssel vor ihr schwankte hin und her. In unbestimmter Furcht blickte sie auf den jungen Koch, der noch immer vor ihr kniete. Und sie blickte in das tödlich erblaßte Gesicht Dagoberts, der Jüngling schloß wie in Ohnmacht die Augen. die Schüssel klirrte zu Boden, die Pastete verschüttete ihren Inhalt über das goldgestickte Kleid der schönen Marquise, die, sich erhebend und dann kraftlos wieder zusammensinkend, neben dem Jüngling zur Erde glitt.

Alle sprangen von ihren Stühlen auf. Man schaffte den Koch weg und mühte sich um die Marquise. Sie erholte sich bald. Aber das Kleid war verdorben und die Dame nicht zu bewegen, in so verstörtem Gewande unter den Augen der Königin zu verweilen. Ihr Gemahl geleitete sie galant aus dem Saal und zum Fluß hinunter. Mit wehenden Fackeln fuhr sie durch die Nacht, stieg am Türmchen aus und legte sich in ihr großes, mit Straußenfedern garniertes Bett.

Am nächsten Tage fand man in der Seine unter ihren Fenstern den Leichnam des jungen Dagoberts. Und die Geschichte des Kochs, der sich einer ungeschickt servierten Pastete wegen das Leben nahm, ist nachher noch lange erzählt worden an den Höfen.

Hortense de Séricourt aber ließ sich von ihrer vertrauten Kammerfrau eine Tasche aus kostbarem Damast nähen, darin bewahrte sie die zwölf Liebesbriefe, die sie dem Marquis de Laspaire geschrieben hatte.

Und mit diesen Briefen auf dem Herzen ließ sie sich begraben, als sie wenige Tage später an den Folgen der Erkältung, die sie sich in der Nacht des „réveillon" auf der Seine zugezogen hatte, starb.

Das ist die Geschichte von den zwölf Briefen der Marquise de Séricourt.

Kuriert!

Eine aviatische Skizze von **Fritz Arens, Bremen.**

„Pah", sagte der eine der kleinen Gesellschaft, die an einem Nachmittage in einem der vielen molligen Weinstübchen Berlins saß, „wenn man heutzutage die Flieger und die Flugfahrzeuge beobachtet, so hat man das Gefühl der absoluten Sicherheit dank der vorgeschrittenen Technik".

„Hm, das glauben Sie!" erwiderte das andere männliche Mitglied der Runde. „Aber warum vertrauen Sie sich denn nicht einmal einem Flugzeug an?"

„Ein Künstler hat andere Studien zu machen, als in einem Aeroplan", meinte die junge Dame, die die Gesellschaft ergänzte. „Du, Kurt, schwärmst als Chefpilot für Deinen Beruf. Aber es gibt doch auch noch andere Berufe, in denen es Großes zu leisten gilt!"

„Natürlich", erwiderte Kurt Steffen, der Chefpilot einer großen Flugzeugfabrik, „zum Beispiel die Kunst, für die Du, Liebste, so sehr schwärmst".

„Mein Mann ist und bleibt ein Künstlbarbar", sagte sie schmollend zu dem jungen Maler, der verliebt seine schmalen, weißen Hände betrachtete, „er träumt nur von Motoren, Propellern und Benzin".

„Ich meine auch", entgegnete nun der Maler, „daß die Leistungen der Technik gewiß nicht zu verachten sind, aber der ausübende Meister ist und bleibt immer ein Handwerker. Auch in der Flugtechnik gibt es allerhand zu lernen; wer ihre Kniffe aber versteht, der ist damit fertig zur Ausübung des Berufes. Ein Weiteres, ein Höheres gibt es nicht".

„Wozu der Streit?" sprach Kurt Steffen, sein lächelnd, „Herr Malersmann, ich lade Sie zu einem Fluge auf morgen früh ein. Machen Sie mit?"

„Sie werden doch nicht?"

Aengstlich hatte die junge Frau diese Frage hervorgestoßen, wobei sie den Künstler erschrocken ansah. Ihr Mann hatte diesen Blick wohl bemerkt. Eine Unmutsfalte prägte sich auf seinem energischen Gesichte aus. Mit gleichgültiger Miene sagte er aber weiter:

„Nicht wollen? Nicht wahr, Herr Tresch, Furcht kennen Sie doch nicht?"

„Die ist mir fremd!" entgegnete der Gefragte, indem er mit stolzer Gebärde eine Locke aus der Stirn strich.

„Und dann haben Sie doch auch das Gefühl der absoluten Sicherheit. Ist's nicht so?"

„Herr Tresch fährt nicht mit", prudelte die junge Frau heraus. „Ich will es nicht!"

„Du nicht?" fragte ihr Mann erstaunt. „Wie kannst Du das sagen?"

Verwirrt gab sie zur Antwort: „Man soll einen Künstler vor solchen Gefahren bewahren!"

„Aber, Schatz, dafür bin ich doch da!" entgegnete er malitiös. „Nun, Herr Tresch, Sie haben noch nichts zu meinem Vorschlage geäußert. Wie ist's? Fahren Sie morgen früh mit? Wir bekommen aller Voraussicht nach das schönste Wetter!" -

„Ich fahre mit!" erwiderte der Gefragte.

— — — — — — — — — —

Fauchend und knatternd fährt in aller Frühe ein Auto nach dem Flugplatze. Der Wind hat sich etwas aufgemacht.

„Willst Du denn bei dieser Brise aufsteigen?" fragt die junge Frau fröstelnd, wobei sie sich dichter in den dicken Mantel einhüllt.

„Gewiß, Liebste, denn dabei kann ich Herrn Tresch am besten zeigen, was an meinem Beruf das Handwerksmäßige und was daran Kunst ist".

Die kecke Zuversicht des dunkellockigen Malers ist etwas geschwunden. Aber er zwingt sich zur Gleichgültigkeit, wenngleich ihm, als er in den Vordersitz des Flugzeuges klettert, immer der eine Gedanke vorschwebt: Bislang ist jeder 12. Flieger zu Tode gestürzt! Hat er es mit seinem Renommieren nicht ein wenig zu weit getrieben? Und warum mußte er renommieren? Wegen der jungen, reizenden Frau, die ihn zu bergötter scheint? „Eine verdammte Suppe habe ich mir da eingebrockt", denkt er bei sich, jeder 12. Flieger . . . brrr!" Und der Herr Chefpilot lächelt den ganzen Morgen so eigenartig, als wenn er sich über ihn lustig machen will. Oder sollte er . . . .

„Ein Kognak gefällig?" lächelt Steffen ihn an. „Nehmen Sie nur, der vertreibt das Luftfieber!"

Der Monteur wirft den Propeller an. Aber die Zündung schnappt nicht sofort ein. Wütend zischt der Motor nur einige Male.

Ganz deutlich hört Tresch, wie der Motor ruft: „Schuft, Schuft, Schuft!"

Ist es denn so schuftig, denkt der Künstler, ein wenig mit einer schönen Frau zu flirten. Und schön und bezaubernd ist sie. Was kann er denn dafür, daß diese bezaubernde Frau mehr Interesse an der Kunst, als an der langweiligen Technik hat?

Noch einmal wird der Propeller angeworfen. Wiederum spuckt er „Schuft, Schuft, Schuft!" Dann aber wirbelt er urplötzlich los, der Apparat läuft wie ein Wiesel davon und bohrt sich im nächsten Augenblick in die Lüfte.

Aengstlich klammert der Künstler sich irgendwo an. Mit zehn Grad Steigung geht es nach oben. Entsetzlich gleichmäßig und heulend saust der Propeller. Mit einem Male legt sich das Flugzeug ganz nach links. Dann schwingt sich der knatternde, sausende Vogel wieder zurück in die Gleichgewichtslage. Tresch wagt es, nach unten zu blicken. Er, das ist ein Gefühl, als wenn sich der große, weite Platz an dem Flugzeug auffpult. Immer höher und höher hinauf geht es.

Plötzlich ist es dem Fahrgast, als sinke der Sitz mit dem Apparat unter ihm hinweg in die entsetzliche Tiefe. Das ist der Tod, der sichere Tod! denkt der Künstler. Und wie ein Grausen steht es vor ihm, sein Schicksal. Blitzartig verbreitet seine Gedanken durcheinander. Und jetzt weiß er auch, weshalb der Pilot ihn zu dieser Fahrt aufgefordert hat: er will ihn vernichten für die leichtfertige Spielerei mit dem Glücke eines anderen.

Das Flugzeug ist glücklich durch das Luftloch gekommen; gut 80 Meter ist es nach unten gesackt, da wird es wieder emporgerissen. Der Führer sitzt unbeweglich auf seinem Sitze und handhabt mit unerschütterlichem Gleichmut all die einzelnen Vorrichtungen, die den Apparat gefügig machen.

Da wendet sich der Künstler um. Geisterbleich sieht er den Führer an, den malitiös lächelnden Gatten der schönen, reizenden Frau.

„Landen Sie, landen Sie, um des Himmels willen!"

So ruft der Fluggast in Todesangst. Aber der 90-Kilometerwind der Eigenbewegung reißt ihm die Worte vom Munde, und der Propeller peitscht sie in sausende Fetzen, die ins All verflattern, ohne daß sie der Führer vernimmt. Er hat die Worte nicht gehört, aber er hat sie doch verstanden.

„Es wird genug sein", denkt Kurt Steffen bei sich, „das Jüngelchen ist kuriert".

In einem großen Bogen geht er nach unten, dem Landungsplatze zu, stellt den Motor ab und läßt den Vogel im Gleitflug an die Erde gehen. Das entsetzliche Knattern des Propellers hat aufgehört. Sanft schwebt das Flugzeug abwärts und landet, gesteuert von dem umsichtigen Führer, nahe der Abflugstelle.

Frau Steffen hat während der Zeit des Fluges den Vorgang beobachtet. Auch sie hat gesehen, wie das Fahrzeug in ein Luftloch geriet und wie ihr Mann den Apparat mit meisterhaftem Geschick hindurchhindurchsteuerte. Ein Gefühl des Stolzes schwellt ihre Brust. Und dieses Gefühl wird noch größer, als sie den Künstler betrachtet, wie er ohne alle Männlichkeit aus dem Sitz klettert, wie er während der Rückfahrt kein Wort zu sagen wagt, und wie er sich mit scheuem Blick, dem Bewundern beigesellt ist, von dem Piloten verabschiedet.

Als am andern Tage Kurt Steffen seiner Frau ein Billett zum Lesen gibt, da wirft sie sich ihm an die Brust und flüstert:

„Bereit mir, mein Liebster, ich war ein einfältiges Ding!"

Das Billett lautete:

„Sie haben mich gründlich kuriert! Tresch."

Neue Tänze.

Von Franz Wischmann.

Der Tanz ist der Ausdruck der unwillkürlichen Rhythmbewegung, mit der der Störper des Menschen auf die Empfindung der Freude reagiert.

Und da es nach Seneccas Ausspruch ein ernstes Ding um die reine Freude ist, so sollte dieser Ausdruck, wenn er Anspruch auf den Namen Kunst erhebt, vorwiegend ein schöner sein.

Wo es sich um Einzeltänze handelt, wird hiergegen nur selten verstoßen, anders aber wenn die Kunst Terpsichorens zum Gemeingut der Masse wird wie bei unsern öffentlichen Vergnügungen. Man hat hier in den letzten Jahren vielfach nicht mit Unrecht von einer Entartung des Tanzes gesprochen, und die Tanzlehrer selbst sahen sich genötigt, gegen ein weiteres Umsichgreifen von Geschmacklosigkeiten Stellung zu nehmen. Häufig war an diesen nur das Mißverstehen ausländischer Tänze schuld, die von Solisten sehr wohl künstlerisch dargestellt werden konnten, aber sobald sie zum Volke herabstiegen, verrohten. Eine bekannte Tänzerin, der die Berliner Polizei untänzte die Vorführung des Apachenwalzers verbot, äußerte sich in dieser Beziehung sehr bezeichnend:

„Der Tanz ist ästhetisch und moralisch und kann so keusch gezeigt werden, daß er gewiß kein Aergernis gibt. Allerdings tanze ich ihn mit den Füßen. Weiß der Himmel, mit welchen Körperteilen er in den Berliner Ballsälen getanzt wurde."

Das ist in der Tat der springende Punkt, — der Geist, aus dem heraus ein Tanz zur Darstellung gelangt, und von diesem Gesichtspunkte aus muß man denn auch die zahlreichen neuen Tänze betrachten, die seit einiger Zeit in der Oeffentlichkeit aufgetaucht sind. Fast alle sind sie dem Ringen und Streben nach neuen Formen entsprungen welches einstehe, sobald man sich von dem Niedergang der leichten musischen Kunst überzeugt hatte, doch der Reinungsversuche waren so viele, daß von einer wirklichen Reinung heute noch nicht die Rede sein kann, wohl aber von einer Ueberproduktion, deren Erzeugnisse nur zu oft den Stempel des Gemachten und Gekünstelten an der Stirn tragen.

Vielfach handelt es sich auch gar nicht um Neues, sondern nur um Variationen älterer Formen, wie das ja bei jeder Mode der Fall ist.

Dafür liefert gleich der schnell beliebt gewordene Boston und Doppel-Boston, der von Amerika über England auch zu uns kam, ein Beispiel. Ersterer ist nichts als ein etwas ausgeputzter Walzer, der, nach Gauß und Lanner sich bewegend, temperamentvoller wurde, die Armhaltung praktischer gestaltete und ein leichteres Ausweichen ermöglichte. Flotte Grazie und chte Anmut lassen sich ihm nicht absprechen, aber er entartet in unkünstlerischen Kreisen sehr schnell, sobald er sich mit einem Herumpendeln der Arme, mit dem Wiegen des Oberkörpers und häßlichen Schiebebewegungen verbindet. Ebenso hat der englische Doppel-Boston den alten pas de valse nur insofern umgestaltet, als man bei der Seitwärtsbewegung die Füße kreuzen läßt. Die Entdeckung dieser Erweiterungsform soll auf einen Zufall zurückgehen. Ein Paar, das im Boston nicht ganz tanzfest war, machte aus Versehen zum ersten Male diese Bewegung, die dann als gefällig sich einbürgerte.

England begnügt sich aber mit diesen Neuerungen noch keineswegs. Während man von den alten schönen Tänzen fast nur noch Lanzier und Walzer kennt, bemüht man sich zurzeit, drei neue, den Cäcilienwalzer, sowie eine Polka und einen Walzer aus Holland den Volke „zugerecht" zu machen. Letzteres ist der sogenannte lebhaft bewegte Apollowalzer, während seine Kollegin den bezeichnenden, echt modernen Namen „Motorpolka" trägt. Sie hat ein galoppartig rasches Tempo und arbeitet teils mit den Fußspitzen, teils mit den Absätzen, um einen der Maschine ähnlichen Gang und Lärm vorzutäuschen.

Mag man auch hier von einer Degenerierung des Tanzes sprechen können, so hält sich diese in England doch immer noch in den gemessenen Bahnen des Anstands. Weit weniger ist das in Amerika der Fall, wo die Tänze neuerdings immer grotesker und gewagter werden. Musterbeispiele dafür sind der Grizzly-, Bär- und der Truthahntanz, die zuerst auf der Bühne erschienen, um das Publikum anzulocken, in den feineren Salons bald Nachahmer fanden und von da ins breite Volk gelangten. Der erstgenannte ahmt, wie schon sein Titel andeutet, die langsamen und plumpen Bewegungen eines Tanzbären nach, für eine künstlerische Einzeldarstellung gewiß ein dankenswerter, humoristischer Vorwurf, der, mit Grazie und Anmut behandelt, äußerst drollig wirken kann. Von der Masse ausgeführt, erstetzt er indessen den Gipfel von Geschmacklosigkeit. In jeder Bewegung verroht und vergröbert, steht der Bärentanz auf einer Stufe mit den Schiebe- und den Apachentänzen, die zwar wegen ihrer Ausgelassenheit die Tanzlust bei der Jugend sehr vermehren, ihr aber auch jedes moralische und ästhetische Empfinden rauben.

Letzteres ist in allerschlimmster Weise bei dem Marathon-Tanze der Fall, der gar schon den Sport mit der Kunst vermengt. Die Kunst der Beine wird hier nämlich zum Wettkampf ausgenutzt, indem eine Anzahl Paare miteinander in Konkurrenz tritt. Nicht etwa wer am schönsten tanzt, wird Sieger, sondern der, welcher es am längsten aushält, oder man beschränkt sich bei dieser Tanzmißgeburt zeitlich auf eine Stunde, die aber vollständig genügt, die meisten Teilnehmer schon lange vor ihrem Ablauf „hin" sein zu lassen. Wer es am wenigsten ist, hat dann gewonnen, die meisten Opfer aber müssen als invalide heimgefahren werden und manche haben durch Hinfallen sogar blutende Verletzungen davongetragen. An solch einem Anblick von sich abmühenden, schwitzenden, keuchenden, starrblickenden und mit Ohnmachtsanfällen kämpfenden Menschen Vergnügen zu finden, heißt der Aesthetik geradezu einen Schlag ins Gesicht versetzen, und gehört zu den größten Verirrungen auf choreographischem Gebiete.

Soweit wie der Yankee, wird der viel ästhetischer empfindende Franzose niemals verroben können. Immerhin zeigt sich auch hier das uns schon bei der englischen Motorpolka begegnete Streben, moderne Erfindungen, ähnlich wie es die Kinder bei ihren Spielen machen, im Tanze nachzuahmen. So hat denn das Interesse an den Flugmaschinen die Aeronette geschaffen, einen Tanz, an dem der recht hübsch klingende Name das Beste sein dürfte. Dieser mit vier Bildern ausgestattete Figurentanz, der vom Vorstjenden der Pariser Tanzmeister-Akademie erfunden wurde, gilt als dezent und gesellschaftsfähig, und soll die verschiedenen Stadien des Fluges darstellen. Zunächst wird das Rollen des Aeroplans durch ein Galoppiempo im Zweitakt markiert, das die Paare einige Schritte vorrücken läßt, dann beginnt, durch Armbewegungen von unten nach oben charakterisiert, der von verschiedenen Marschschritten begleitete Flug. Diesem folgen wieder leicht hinschwebende Schritte mit wiegenden Armschwingungen, die das Fortgleiten des Apparates in der Luft darstellen sollen, und schließlich wird mit vorgeneigtem Kopf von einem Fuß auf den andern gehüpft, um den Absttieg des Flugzeuges anzudeuten. Leider ehrlich Denkende wird sich sagen müssen, daß solche Tänze, wenn nicht lächerlich, so doch wenigstens sehr sinnlich sind und für erwachsene Menschen nur als eine für die närrische Zeit des Karnevals geeignete Spielerei in Frage kommen können.

Gegenüber solch zweifelhaften Reformversuchen haben die Franzosen jedoch auch recht glückliche zu verzeichnen, die hoffentlich die Kraft besitzen, Matchiche, Cancan und Cafe Walk mit der Zeit gänzlich aus dem Felde zu schlagen. Das gilt besonders von dem in den Salons aus Südamerika unter dem Namen Habanera eingeführten Tango Argentin, der, feurig und melodisch zugleich, wie alle argentinischen Tänze in dem bunten Wechsel seiner Figuren einen erfreulichen Reichtum an Phantasie ausweist. Zu Grunde gelegt ist der Polkaschritt, mit dem die zehn Gruppierungen des Tanzes sich unter anmutigen, temperamentvollen Bewegungen schnell bilden und lösen, und das Ganze ist von so bestechender Grazie, daß dieser liebenswürdige Fremdling sich wohl in Bälde weitere Weltteile erobern dürfte.

Recht gekünstelt dagegen muß der in Paris gemachte Versuch erscheinen, das alte blutige Vaterlandslied die Marseillaise in einen Nationaltanz umzuwandeln; obwohl er von seinem Erfinder, dem Tanzlehrer Perrin, nicht ohne Geschick unternommen wurde. Der Tanz bringt zunächst eine Reihe ziemlich komplizierter und mit zahlreichen Nuancen ausgestatteter Marschbewegungen und geht dann in dem Takte des Liedes angepaßte Figuren und Gruppierungen über, deren Grundmotiv aber immer der Marschschritt bleibt. Eine gewisse Frische läßt sich der Komposition nicht absprechen, aber die feurigen Zaktoren würden sich doch wohl im Grabe umdrehen, wenn sie sehen müßten, wie ihr wilder begeisternder Schlachtgesang den Urenkeln zu spielerischer Belustigung in parfümdurchduftesten Salons dienen muß. Italien ist von Geschmacksverirrungen auf dem Gebiete der Tanzkunst, einzelne Modestörungen abgerechnet, verhältnismäßig frei geblieben, und auch die jetzt dort beliebten Tänze, die graziöse Käkchen-Polka, die spanische Mazurka, der Flirt-Tanz, ein italienisch-französischer Tanz, sowie der internationale Boston beweisen ein angeborenes Verständnis für das, worauf es bei der leichtgeschürzten Kunst am meisten ankommt.

Das Gegenteil davon verkörpert sich in dem verfehlten Bestreben, die nervöse Zappeligkeit unserer Zeit in den modernen Tänzen sich wiederspiegeln zu lassen. Es macht sie nicht nur unruhig, sondern auch in überstürzter Weise anstrengend, indem die Anzahl der Fußbewegungen derart erhöht wird, daß 500 bis 600 von ihnen auf einen Zeitraum von 5 Minuten fallen können. Trachten wir also nach möglichster Vereinfachung der Tanzformen durch schlichte, schöne Bewegungen, nach Beseitigung alles wahrer Kunst widersprechenden Exzentrischen und aller Gequältheit komplizierter Gliederverrenkungen, — ein Ziel, auf das sich auch alle großen Tanzlehrerkongresse der letzten Jahre geeinigt haben.

Die Kunst des Lachens.

Plauderei von **Adolf Stark.**

Unser Zeitalter hat die Kunst des Lachens verlernt oder, besser gesagt, wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts haben diese Kunst nie gelernt, eine Kunst, die schon in den Kinderjahren unmerklich und selbstverständlich Gemeineigentum werden muß, wie das Sprechen und Hören, um richtig verstanden und geübt zu sein. Trotz aller Verfeinerung unserer Kultur, trotz all der Schlagworte von Kunst im Hause und in der Kinderstube ist uns das Lachen, das ursprüngliche, aus dem Innern kommende Lachen verloren gegangen, vielleicht gerade deshalb, weil alle diese Kunstbestrebungen gar so viel gekünsteltes an sich haben und weil die Kunst des Lachens etwas Urwüchsiges, Natürliches ist.

Der Mensch von heutzutage, wenigstens der erwachsene, lacht nur selten, am ehesten noch im Theater bei den Possen und Lustspielen. Und gerade hier findet man am besten, wie uns die Fähigkeit und das Verständnis für das ursprüngliche Lachen unserer Rassetern verloren gegangen ist. Welche Wippchen an Mätzchen muß so ein Possenschreiber von heutzutage machen, um sein Publikum zum Lachen zu bringen. Da bei muß er in der Regel noch zu dem Hilfsmittel greifen, den komischen Szenen einen recht dick aufgetragenen erotischen Hintergrund zu geben. So verliert das Lachen von vornherein seine Harmlosigkeit, es wird zu lüsternem Gekicher und Gelächter.

Wie anders war dies in früherer Zeit. Man lese nur einmal die Possen Kotzebues und selbst Nestroys lese sie mit Verständnis und beachte die Komik, die a unserer Väter Zeiten Heiterkeitsstürme erweckte. Gewiß, uns erscheint diese Komik albern und läppisch aber ist sie es deshalb wirklich? Sind nicht wir es vielmehr, die es verlernt haben, die Harmlosigkeit dieser Späße zu verstehen, verlernt deshalb, weil das reine ursprüngliche Lachen uns etwas Fremdes geworden ist.

Zwischen Lachen und Lachen ist ein großer Unterschied. Da erzählt einer in der Schenke einen guten Witz; die Wände erdröhnen vom Gebrüll der Biergäste Im Salon produziert Frau X. ein scherzhaftes Bonmot, — das natürlich boshaft und mit einer Spitze gegen den liebsten Nächsten gekehrt ist, denn einen andern deren Witz läßt die Gesellschaft nicht gelten —, und all lächeln darüber. Lächeln, aber niemand lacht. Der Unterschied ist schon durch die Sprache festgelegt. Der wohlerzogene Mensch lacht niemals, er verzieht nur die Gesichtszüge, er lächelt nur.

Dabei sind wir uns wohl bewußt, was wir verlernt haben. Nicht wenige Schauspielerinnen verdanken ihre Gunst, die sie sich beim Publikum erworben, dem Umstand, daß sie gar so reizend zu lachen verstehen, Natürlich nur auf der Bühne. Eine der bekanntesten Stern des Ueberbrettels produzierte oder produziert noch heute eine reizende Szene: Der Länge nach auf dem Sofa hingestreckt, den Kopf auf die Arme gestützt, nicht für den Publikum munter zu, plötzlich verschmitzt und beginnt zu lachen: ein wohlerzogenes, melodisches, sich steigerndes Lachen, welches die Zuhörer mitreißt, bis schließlich alle, angesteckt, mitlachen müssen.

Was hier auf der Bühne als Kunst, als wohleinstudierte Kunst, gezeigt und angestaunt wird, das ist eigentlich etwas Natürliches. Man lese nur die köstliche Stelle in Wielands Abderiten, wo Demokritos das Gleiche mit den schönen Abderitinnen bis zum durchschlagenden Erfolg probiert.

Aber selbst die Kunst des gezwungenen Lachens, des Lachens auf Kommando, ist plump und unnatürlich geworden. Wie köstlich ist dagegen die Anekdote von jenem Höfling, welcher sich die Gunst seines Monarchen dadurch zu erringen wußte, daß er zu den Witzen Seresnissums lachte. Das taten freilich die andern auch. Aber unser Freund hatte einen eigenen Trick erfunden, eine Nuance, welche ihm keiner nachmachen konnte. Aeußerlich blieb er ernst, seine Züge verzogen sich kaum, aber sein Zwerchfell arbeitete, arbeitete so, daß sich der ganze Körper schüttelte, kurz er verstand es, künstlich das Bild eines Mannes zu kopieren, der, von innerer Heiterkeit geschüttelt, gewaltsam das lauten Lachen zurückdrängt, eben das, was der Sprachgebrauch mit dem Ausdruck bezeichnet: „Er schüttelt sich vor Lachen."

Irgendein Griesgram hat das Wort geprägt: Am Lachen erkennt man den Narren, und tausend andere beten das Sprüchlein nach, natürlich am unrechten Fleck. Gewiß, es gibt gewisse Sorten von Narren, für deren Krankheit das Lachen typisch ist. Man denke nur an den Dorftrotin, welcher jede Ansprache mit einem blödsinnigen Lachen oder mit einem Grinsen beantwortet. Aber zwischen diesem Lachen und dem frohen ursprünglichen Gelächter ist ein ebenso großer Unterschied, wie zwischen den Tränen, die eine frisch geschnittene Zwiebel und denen, die ein großer Seelenschmerz uns entlockt.

Das Lachen kann übrigens auch beim geistig Gesunden ein Ausdruck der Verlegenheit sein, wie man dies bei ursprünglichen Menschen, die durch Bildung nicht verdorben sind, oft genug beobachtet. Die junge Dorfschöne, welche der Stadtherr anspricht, lacht ohne Grund, was aber durchaus keine Schlüsse auf ihre geistigen Fähigkeiten gestattet. Hier ist das Lachen ein Ausdruck der Verlegenheit, eine Gefühlsäußerung, welche wir Kulturmenschen verlernt haben.

Ebenso verlernt haben wir das Lachen als unwillkürliche Kundgebung einer frohen Laune. Das Kind versteht noch diese Kunst. Wie herzig und drollig ist so ein vierjähriges Bengelchen, welches im hellen Sonnenschein auf der Bank sitzt, mit den Beinen schlenkert und plötzlich zu lachen anfängt, laut, herzlich, grundlos, nur aus dem inneren Fröhlichkeitsdrang heraus. Wir Großen können nicht mehr so harmlos fröhlich sein; wir sind höchstens lustig. Dann pfeifen wir einen Gassenhauer oder trällern eine Melodie aus der neuesten Operette. Schon die Form des Gefühlsausdrucks zeigt

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130119025/fragment/page=0002